

2. Professor Peters behandelt die Pädagogik mehr als eine Anwendung der Psychologie. Die begriffliche Entwicklung tritt hinter der Fülle der Einzel-tatsachen zurück. Die gedrängte und dennoch stets leichtverständliche Darstellung zeigt, wie Dinge, die bislang jedermann zu wissen glaubte, unter dem Einfluß der empirischen Psychologie sich erst zu Problemen auswachsen, und wie ander-seits Dinge, die anscheinend niemand wissen konnte, unter der gleichen Führung heute unserer Erkenntnis und damit auch der pädagogischen Praxis zugänglich werden. Freilich sind der Probleme immer noch weit mehr als der endgültigen Antworten. Das muß namentlich der nicht fachmännisch gebildete Leser bei der Übertragung auf die Praxis vor Augen haben. Im übrigen aber kann er sich, abgesehen von der philosophischen Grundlegung der ersten vier Seiten, die kaum allseitige Zustimmung finden wird, zuversichtlich der Führung Peters' anvertrauen. Er folgt stets einem besonnenen, durch anerkannte Forscherarbeit zu maßgebendem Urteil befähigten Gelehrten. Außerordentlich wertvoll sind die reichen Literatur-angaben zu jedem einzelnen Kapitel, die in erster Linie zusammenfassende Werke oder Sammelberichte nennen, von denen aus der Leser leicht zur Kenntnis der einschlägigen Spezialliteratur gelangen wird.

Johannes Lindworsky S. J.

Deutsche Literatur.

Meine Erinnerungen an Grillparzer. — Aus einem zeitlosen Tagebuch. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Kl. 8° (190 S.) Berlin 1916, Paetel. M 4.—; geb. M 5.50.

Literarhistorische Aufsätze. Von Charlotte Lady Blennerhasset, geb. Gräfin von Leyden. 8° (VIII u. 294 S.) München 1916, Oldenbourg. M 7.—; geb. M 8.80

Alterswerke sind im allgemeinen keine geeignete Grundlage zu einem Gesamturteil über die geistige Eigenart ihres Schöpfers. Oft zeigen sie ja nur, was seine Kraft vermochte und nicht vermochte, als sie schon am Zerfallen war. Aber was Baronin Marie von Ebner-Eschenbach und Lady Charlotte Blennerhasset, die eine 86, die andere 74 Jahre alt, kurz vor ihrem Tode mit ihrem letzten Buche in die Welt sandten, war zum großen Teil schon viel früher geschrieben worden. Während sie noch mit staunenswerter Geistesfrische Neues schufen, wählten sie von dem reichen Ertrag ihrer Lebensarbeit einiges aus, was ihnen mehr als anderes der Fortdauer würdig schien. Durch diese Wahl haben also die beiden hervorragenden Frauen etwas wie ein Bekenntnis über ihr Gesamtwerk abgelegt: sie lassen wenigstens teilweise erkennen, welche Anschauungen und Bestrebungen jüngerer Jahre sie am ernststen Ziel des Erdenwallens billigten. Und das gehört in den auch sonst nicht unbedeutenden Büchern zum Besten.

Die „Erinnerungen an Grillparzer“, die Marie von Ebner-Eschenbach ihren Tagebuchblättern vorausschickt, führen zu den Schwestern Fröhlich in der Wiener Spiegelgasse, wo der Hofrat in einem einzigen Zimmer seinen bitteren Ruhezustand verlebte. Seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat die Dichterin

diese Schwelle so oft überschritten, wie es ihr die Scheu vor dem bewundernden, aber wenig umgänglichen Meister erlaubte. Sie schildert die Kränkungen und Ehrungen, die er in diesen späten Lebensjahren erfuhr. Sie spricht von seiner schwer zu weckenden, bezaubernden Kunst des Gespräches — oft habe sie dabei „an eine schimmernd blanke Lelebocklinge denken müssen, so grazienhaft geschmeidig, daß man meint, sie um den Finger wickeln zu können, aber tödlich treffend, wenn zum Stoße gezücht“ (46). Sie wendet sich fast zornig gegen die Verkleinerer der Schwestern Fröhlich, dieser kunstverständigen und entsagungsvollen Frauen, die den Dichter mit rührender Treue und kritikloser Verehrung umgaben, die wußten, daß er nach dieser Aufopferung verlangte, und die doch selten die Genugtuung hatten, daß er sich durch ihre Sorge beglückt fühlte (66 f.). Über das Verhältnis zu Kathi, die „nicht viel weniger empfindlich“ gewesen sei als Grillparzer, dem sie „zur Frau nicht demütig genug und zur Geliebten zu heilig war“, urteilt Marie von Ebner-Eschenbach, daß eine Ehe beiden zur Hölle geworden wäre, aber der Dichter habe „ihr grenzenloses Mitgefühl“ gebraucht, und so habe sie „sich von ihm nicht beugen und brechen lassen, aber als Entsagende an seiner Seite ausgeharrt, immer treu, wenn auch nicht Treue fordernd“ (35 f.). All das ist mit der verzeihenden Güte gesagt, die sich in keinem Werke der Dichterin verleugnet hat, leider manchmal auch da nicht, wo sie zu verderblicher Schwäche wurde.

Die letzten, geläuterten Strahlen dieser Güte ruhen auf dem „Zeitlosen Tagebuche“. An einem Sonntagnachmittag im Sommer schreitet die Greisin durch den Park ihres väterlichen Schlosses. Überall „lebendige, wonnige, atmende Ruhe“, überall erwachen „liebe Bilder, liebe Worte“, auch die Erinnerung an begrabenes Wes ist „ohne Härte und Herbigkeit“ (86 f.). Sie hat begreifen gelernt, daß die Erde „einem allerhöchsten Schöpferwillen folgen und unaufhörlich Leben hervorbringen und verschlingen muß“ (91), und diese Erkenntnis erfüllt sie mit dem „Gefühl eines unendlichen Friedens“ (92). Alles ruht in besten Händen, und man möchte sich fast so wenig Gedanken machen wie die Kinder, die durch den Wald gingen und sinnlose, aber wunderbar klangvolle Verse fangen. Als die Dichterin fragte, was denn das heißen solle, lachten sie, und ein Knabe antwortete überlegen: „Was braucht es denn zu heißen?“ (142). Das ist mit entzückend heiterer Kunst erzählt. Und heiter will Marie von Ebner-Eschenbach, obwohl ihre Werke von Dunkel und Verbtheit nicht frei sind, alle Kunst wenigstens im Ausklang: ein Brechmittel hole sie nötigenfalls aus der Apotheke, Bücher aber müßten „Arzneimittel der Seele“ sein. Daher sind ihr die Werke „unserer neuen und neuesten Autoren mit Ibsen an der Spitze“ von fraglichem Wert (154). Auf die in Dichtung und Leben gewisser Kreise herrschenden Anschauungen über eheliche Treue antwortet sie mit dem Peitschenhieb: „Den Mann, der einmal sein Ehrenwort gebrochen hat, möchtet ihr nicht mit einem Hölzchen anrühren, aber der Mann, der alle Augenblicke seinen Eid bricht, büßt an seinem Ansehen bei euch nicht das Geringste ein“ (160). Durch das Gerede von der „Erziehung zur Lebensfreude“ läßt sie sich nicht täuschen. Zur „gemeinen Lebensfreude“ finden

„Menschen und Tiere von selbst“ den Weg, was aber zu „einer schönen und erhabenen Daseinsfreude“ führt, war längst bekannt: „Wir wußten, daß dieser Weg das Streben nach Selbstverbollkommenung ist, daß in ihr das einzig reine Glück der Erde besteht, und daß es nur durch den Willen zum Kämpfen und zum Leiden errungen werden kann“ (175).

Die Dichterin darf sagen, sie habe „vor allem“ sich selber Besserung gepredigt (130). Gegen Goethe verteidigt sie das Recht und den Segen der Reue (11). Wer nicht „heiß und inbrünstig“ gebetet habe, behalte „immer etwas Ungelöstes in seiner Seele“ (98). „Der erste Glückliche war der erste Beter“ (118). Die „Salongespräche der Weltleute“ sind ihr ein unübertreffliches Schlafmittel (113), und die Einsamkeit grüßt sie mit dem Jubelruf: „Heilige, stille Einsamkeit, Mutter aller Gnaden!“ (132.) Schon als Kind war sie selig gewesen, wenn sie allein unter den Binden ihrer Heimat wandelte und dem Singen des Windes in den Blättern lauschte. Nun steht sie unter den alt gewordenen Binden als alte Frau, schaut „mit der verdoppelten, vertausendfachen Liebe des Scheidenden“ durch das Dickicht der Kronen in das weite Land, in die Unendlichkeit des Himmels und träumt ihre letzten Erdenträume „vor dem Erwachen in der Ewigkeit“ (96 f.). Denn „mit der Sehnsucht nach dem Dauernden sind wir Vergänglichen geboren“ (178). Noch scheint die Dichterin es nicht für möglich zu halten, daß ein denkender Mensch niemals in seinen religiösen Überzeugungen wankend geworden wäre (174). Der Irrtum ist bei ihr begreiflich, denn Gedanken aller Art waren durch ihre Seele gestürmt. Bald kamen sie „quälend, friedenmordend, zu rütteln an den ehernen Pforten des Glaubens, wie scharfes Gift zu nagen an jeder Wurzel schöner Pietät und innigen Vertrauens“, bald schwebten sie „wie Engelscharen“ und brachten „Wärme, Kampf, Stärke, Begeisterung“. Zuletzt waren sie wie „graue Träume, die entgleiten, zerfließen, bevor sie noch ausgeträumt sind“ (181). Die Fähigkeit des Wissens erlahmt im Greise, „aber sein Glauben kann immer gleich jung und stark und feurig bleiben, und wohl ihm, wenn es ein Glaube an das Schöne, Erhabene, Heilige ist“ (140).

Der Jugendglaube der Baronin Ebner-Eschenbach war in der kirchlich lauen Umgebung, in der ihr Leben von Anfang an verlief, nicht recht zur Entwicklung gekommen. Daher steht sie auch in ihren Werken bekanntlich durchaus nicht auf katholischem Boden. Aber seit der Jahrhundertwende näherte sie sich dem kirchlichen Leben immer mehr. Sie besuchte Rom und verkehrte mit dem Dominikaner P. Heinrich Denifle. Die innige Freundschaft mit Enrica Handel-Mazzetti hat sicher in der gleichen Richtung gewirkt. Das Zeugnis dieser ebenbürtigen Kunstgenossin, deren Aufzeichnungen Johannes Mumbauer im „Hochland“ (Bd. 28, 198—217) zuerst öffentlich verwerten durfte, stellt fest, daß Marie von Ebner-Eschenbach zur Glaubensstreu ihrer Kindheit zurückgekehrt und mit den Tröstungen der Religion gestorben ist. So erhielt die edle Persönlichkeit, die sich im „Zeitlosen Tagebuch“ ausdrückt, die Vollendung, auf die ihr ganzes Wesen gestimmt war. Wie manche verwirrende oder schwüle Seite, die jetzt den menschlichen und künstlerischen Wert ihres Gesamtwerkes vermindert, wäre nie geschrieben worden,

wenn diese Frau dem Lichte, das ihre ersten und letzten Jahre glücklich erhellte, immer nahe geblieben wäre! Als ihr die Einsicht kam, war es zu spät. Religiöse Verflachung trägt die Schuld, daß eine unserer begabtesten Dichterinnen ihre Kunst nicht rein entfalten konnte.

Ein nicht so tiefer Zwiespalt bei vielleicht härteren Kämpfen geht durch das Leben der Lady Charlotte Blennerhassett. Sie hat wenig von der abgeklärten Ruhe der Künstlerin. Ihre Sprachbildung ist oft zu sorglos, und ausländische Einflüsse verraten sich in mancher undeutschen Wendung. Stellenweise aber erhebt sich die Darstellung zu wirklicher Schönheit, und fast immer fesselt sie durch Lebendigkeit des Gedankens und vornehme Auffassung. Hätte diesen Vorzügen ein gleicher Drang zu künstlerischer Abrundung entsprochen, so hätte sich die Verfasserin trotz des Alters und der schwierigen Kriegslage kaum dazu verstanden, ihre Aufsätze in der jetzigen Gestalt vorzulegen. Sie hätte dann wohl, statt sich z. B. mit einigen unvollkommenen Zusätzen zu ihren früheren Darlegungen über d'Annunzio und Fogazzaro zu begnügen, das ganze Buch gleichmäßig auf den Stand der Gegenwart gebracht, namentlich in den Fällen, wo sich dadurch, wie bei Bourget und der spanischen Literatur, das Bild verändert hätte. Auch wären George Eliot (3—8 87—123) und Pérez Galdós (26—28 283—293) dann wohl nur einmal behandelt worden, zumal da die beiden im ersten Aufsatz (1—29) ein durch den Gegenstand nicht gerechtfertigtes Übergewicht haben. Dieser Aufsatz nennt sich „Die Ethik des modernen Romans“. Ist das nicht ein kühner Titel, wenn man durchaus keine geschlossene Darstellung dieser Ethik geben will, sondern nur beabsichtigt, „auf einige typische Erscheinungen der unter dem Bann des modernen Bewußtseins entstandenen Romanliteratur zu verweisen“ (11)? Tatsächlich werden nicht bloß einige, sondern sehr viele typische Erscheinungen aus den verschiedensten Ländern vorgeführt, aber meist so rasch und so wenig übersichtlich, daß sie sich um so schwerer zu einem Ganzen fügen, als außerdem mehrere für die Entwicklung wesentliche Völker übergangen sind. Wenn die Verfasserin ausführlich ein abgeschlossenes Lebenswerk beurteilt, also in den Aufsätzen über George Eliot, Max Müller und Alfred Tennyson, bedauert man, nicht noch mehr persönliche Erinnerungen in die Erzählung verschlechten zu sehen. Denn der übrige Inhalt kann heute, wo die drei Geistesgrößen schon zu einem geschichtlichen Gemeingut unserer Bildung geworden sind, trotz der ansprechenden und zuweilen glänzenden Charakteristik nicht den Wert haben, der ihm zukam, als die Aufsätze entstanden.

Fast zu streng lehnt übrigens das Buch selber jeden wissenschaftlichen Anspruch ab. Die Verfasserin wünscht nur, „herborragende Erzeugnisse von Ausländern einem deutschen Publikum in Erinnerung zu rufen“ (V). Sie stellt sich in die Reihe derer, „denen kein Anspruch auf gelehrte Bildung zusteht, die aber, nach den besten Quellen der Erkenntnis verlangend, an weltlichen Gütern schon allein um dieses Gutes willen ihr Genügen nicht finden“ (161). In Mitteilungen über ihr Leben, die sie vor 20 Jahren an Dr. Josef Ettlinger, den Begründer des „Literarischen Echo“, schickte, und die nach ihrem Tode in Ettlingers Zeitschrift (Bd. 19, 721—724) veröffentlicht worden sind, erzählt sie, „von Jugend auf“

sei in ihr „das lebhafteste Interesse für alles Historische“ rege gewesen. Als Kind habe sie im Kloster der Ordensfrauen vom heiligen Herzen Jesu in Blumental bei Aachen „gründlich“ mehrere Sprachen gelernt. Im Vorwort zu ihrem Buche sagt sie, „die Wechselfälle des Lebens und persönliche Neigung“ hätten sie „in der Fremde heimisch werden“ lassen. Als Gattin eines Mitglieds des britischen Parlamentes hat sie besonders viel in England und Irland gelebt. So ist es gekommen, daß sie sich mehr mit ausländischer als mit deutscher Literatur beschäftigt hat, und daß sie auch an nichtgeschichtliche Bücher hauptsächlich die geschichtliche Frage nach dem Tatbestand, seltener oder leiser die philosophische nach der Berechtigung der vorgetragenen Ansichten stellt. Der Aufsatz „Gedankenströmungen“ ist ein treffendes Beispiel für die Betätigung dieser Geistesart, die lieber aufnimmt als verarbeitet, die eine blendende Fülle von Kenntnissen sammelt, aber nur einen kleinen Teil dieses Reichtums in geistiger Einheit zu beherrschen sucht. Wer so auf allen Meeren kreuzt, alle berühmten Bücher, die besten wie die schlimmsten, lesen will, der muß eine starke Seele haben und unter gutem Schutze fahren, oder er leidet Schiffbruch.

Aber obschon Charlotte Blennerhassett mehr beschreibt als urteilt, wird doch nicht bloß durch Ton und Farbe ihres Vortrages, sondern auch durch manches ausdrückliche Bekenntnis ihr persönlicher Standpunkt sichtbar. „Dem Dichter“, sagt sie, „ist vieles erlaubt, das Scheußliche nicht“ (33). Sie gibt willig zu, daß d'Annunzio ein Zauberer der Sprache ist, aber seine Kunst sieht sie trotzdem mit den Merkmalen des Verfalls gezeichnet, denn „unter königlichem Faltenwurf bewegen sich Bettlergestalten“, kleinliche, unfähige, verkommene Snobs, die sich einbilden, der Schönheit zu dienen (71 57). Die materialistische und positivistische Philosophie führt in der Dichtung des 19. Jahrhunderts zu einem Pessimismus, den alle Zynismen nicht verbergen können, weil es eben Tatsache ist, daß „ein Leben ohne Hoffnung auf Fortdauer nach dem Tode, auf ausgleichende Gerechtigkeit, nur so lange gelebt zu werden verdient, als es von physischen Qualen und moralischen Schiffbrüchen bewahrt bleibt. Sobald die Fähigkeit des Genusses durch die Summe des Elends aufgehoben ist, wird der Wille zum Leben nur eine Frage individueller Stimmung sein. Nichts aber erschöpft sich schneller wie ungezügelter Genuß“ (255). Das Beste, was die heutige deutsche Dichtung geschaffen hat, „ist dadurch erreicht worden, daß sie am Born der nationalen und religiösen Überlieferungen ihrer eigenen Vergangenheit schöpfte“ (153). Nicht „an den öden Gestaden der spottenden Verachtung, des Zweifels, der Verneinung“, nicht im „unfruchtbaren Sande des Naturalismus und des modernen Epifureertums“, sondern nur in den „idealen Gestalten“ einer „unsterblichen Welt“ wird die deutsche Kunst das Schöne finden, „und wer ihr die ethische Grundlage entziehen will, legt das Messer an ihren Lebensnerv“ (153). Die „Grundstimmung“ des sittlichen Lebens ist bescheidene Pflichterfüllung, Entsagung, Überwindung (282). Wie ernst Lady Blennerhassett diese Grundsätze nahm, zeigt das Geständnis, sie habe, um die Pflichten als Mutter und Hausfrau nicht zu vernachlässigen, an ihren Büchern „größtenteils des Nachts arbeiten“ müssen („Das literarische Echo“ Bd. 19, 723).

Mit derselben Klarheit wie zu diesen hohen sittlichen Anschauungen bekennst sich die Verfasserin zu Christus als dem Inbegriff aller Wahrheit. Über Max Müller sagt sie: „Tiefreligiös veranlagt, wie er war, hat er nach bester Einsicht der Wahrheit und somit auch der Religion Jesu Christi gedient, der allein das Leben und alle Wahrheit ist“ (186). Dagegen wird über gewisse geistig hervorragende Männer, deren Bestrebungen von der höchsten kirchlichen Stelle mißbilligt wurden, in Wendungen gesprochen, die bei einer Katholikin auffallen. Fogazzaros Roman „Veila“, der auf dem Index steht, ist ihr nur der „Schwanengesang eines tiefreligiösen Enthusiasten“, ein Buch, „das den Dreiklang von Fogazzaros Werk auf seiner Höhe abschließt“ (29). Cavour erscheint nicht als rücksichtsloser Feind uralter kirchlicher Rechte, sondern sie kennzeichnet ihn bloß nach seinen „Idealen“ und sagt: „Der Schöpfer der italienischen Einheit, der große Graf Cavour, war ein Idealist, für den die religiöse Reform, die freie Kirche im freien Staat, die Demokratisierung des Katholizismus nicht etwa Stichwörter des Parteikampfes, sondern die ersehnte Lösung der Zukunft waren“ (281). Die „Fribolität“ mancher Werke Renans ist ihr widerwärtig (z. B. 130), aber anderswo (18 f.) huldigt sie der schwärmerischen „Ethik“ seiner religionsgeschichtlichen Arbeiten mit einer Begeisterung, die ganz zu übersehen scheint, welche Verwüstungen diese „Ethik“ schon deshalb anrichten mußte, weil Renan die auch nach Ansicht der Verfasserin (19) vom „christlichen Standpunkt“ aus notwendige Grundlage zu vernichten suchte.

In den schon erwähnten Mitteilungen an Joseph Ettlinger gibt Lady Blennerhasset selber die Tatsachen an, die ihre Stellung zur neueren kirchlichen Entwicklung verständlich machen. 1864, also mit 21 Jahren, lernte sie zufällig Döllinger kennen, dessen Geistesrichtung sich bereits damals von der Kirchenlehre entfernte. Der Gelehrte regte durch Wort und Beispiel ihre wissenschaftliche Seele an, und sie blieb mit ihm dauernd in einem „beglückenden und entscheidend gewordenen Verkehr“. Unter Döllingers Freunden war auch der Irländer Sir Rowland Blennerhasset, mit dem sie sich 1870 vermählte. Dann brachte ihr ein Pariser Aufenthalt die Bekanntschaft der „als liberalkatholisch bezeichneten Kreise hervorragender Schriftsteller, die den Correspondant herausgaben“. Zu diesen Einflüssen kam ein vornehmer Charakterzug, den ein für die Freunde der Verstorbenen gedruckter Nachruf in die Worte faßt: „Wenn sie auch oft eine Sache nicht verteidigen konnte, sie wollte immer dem Individuum gerecht werden.“ Sie hat wohl zu wenig bedacht, ob die Art, wie sie das tat, auch der katholischen Sache gerecht werde, und ob nicht oft schon die literarische Umgebung, in der ihre Arbeiten erschienen, den Gedanken nahelegte, sie sei der katholischen Kirche nicht mit ganzer Seele ergeben. An Joseph Ettlinger schrieb sie: „Ich fand es niemals angezeigt und wünschenswert, mein Glaubensbekenntnis aufzudrängen, denn es bedarf meiner nicht, sondern ich seiner. Allein ich dachte, es spreche für sich selbst, aus allem, was ich denke, weil es die natürliche Atmosphäre meines Denkens ist und auch meines Handelns, soweit menschliche Schwäche zu einem solchen Bekenntnis berechtigt.“ Ein unmißverständliches Aussprechen des Glaubensbekennt-

nisses ist noch kein Aufdrängen, und dieses klare Bekenntnis muß die Kirche, um ihre Sendung an der Menschheit erfüllen zu können, von jedem ihrer Gläubigen fordern. Mit je glänzenderen Geistesgaben ein katholischer Schriftsteller vor die Öffentlichkeit tritt, um so schwerer beeinträchtigt er offenbar das Ansehen der Kirche, wenn er jahrelang ernstliche Zweifel an seiner kirchlichen Gesinnung weckt oder auch nur duldet.

So schmerzlich es aber ist, daß Lady Blennerhasset ihren katholischen Zeitgenossen nicht ganz das gewesen ist, was sie mit den reichen Anlagen ihres Geistes und Herzens ihnen hätte werden können, sie hat sich trotz mancher Verlockungen von ihrer Kirche nie losgesagt. Durch gütige Mittheilung aus ihrem Bekanntenkreise weiß ich, daß Döllinger ihr abgeraten hat, ihm auf dem Wege zu folgen, den er nach dem Konzil beschritt: sie werde dort ihr Glück nicht finden. Nur mit inniger Theilnahme kann man lesen, was die Verfasserin des vorhin erwähnten Nachrufes über eine Begegnung in der Münchener Frauenkirche erzählt. Sie habe eines Tages Lady Blennerhasset in einem verborgenen Winkel des Domes angetroffen. Auf dem Heimweg habe ihr dann die einsame Veterin gesagt, dieser Platz sei ihr so lieb, weil sie dort vor Jahren den von der Kirche ausgeschlossenen greisen Döllinger habe knien sehen. Es sei wenige Tage vor seinem traurigen Ende gewesen.

In der letzten Krankheit empfang Lady Blennerhasset frühzeitig die Sterbesakramente, und in der Todesstunde war wieder ein Geistlicher bei ihr. „Verlassen, verlassen! O Gott, verlaß du mich nicht!“ hatte sie am Morgen oft im Halbschlummer gerufen — am Abend möge sich ihr die selige Hoffnung erfüllt haben, die sie in Tennysons bewunderten Versen unter einen Aufsatz ihres letzten Buches schrieb: I hope to see my Pilot face to face, when I have crost the bar!

Jakob Overmans S. J.